



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch : Roman (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wogenden, oft noch unklaren und unreifen Entwicklungstendenzen und Interessenkonflikten, hatte unser Vaterland das Glück, in Richard Koch einen zuverlässigen wirtschaftlichen Berater zu besitzen, einen finanziellen Generalstabschef von maßvoller Ruhe, weitem Blick und mutiger Entschliebung.

Er war ein Mensch im besten Sinne des Wortes, da er ein Kämpfer war, wie er bis zum letzten Atemzuge ein Kämpfer gewesen, weil er stets Mensch geblieben ist, treu seinen Zielen, treu dem Vaterlande und treu sich selbst und seiner Überzeugung.



## Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Eug

(Fortsetzung.)

Berpignan überflutete von Menschen. Eine letzte Aufforderung wurde an die Regierung gerichtet, mit der Drohung, daß binnen einer kurzen Frist nicht nur die angekündigte Amtsniederlegung, sondern seitens des Volkes die Verweigerung von Steuerleistungen erfolgen werde.

„Keine Reden mehr, sondern Taten!“ donnerte Vater Marcellin in die Menge und weckte ein betäubendes Echo aus fünfmalhunderttausend Schlünden.

Der Wahnsinn brach plötzlich aus. Man fiel einander in die Arme, weinte und lachte, wildfremde Menschen duzten sich, nannten sich Brüder, drehten sich wie toll immer um die eigene Achse.

Keine Reden mehr, sondern Taten! Brüder, Schwestern, Freunde, Mitbürger, Taten! Ja, aber was, wie, wo und wann? Einerlei, Taten! Die Hauptsache ist, daß jetzt die Taten beginnen!

Marcellin, selbst berauscht von der Wirkung seiner Worte, ließ die Menge schwören. Ein ehrfürchtiges Grausen ergriff die Seelen, als sich ein Wald von Schwurhänden erhob und das schwärzliche, von Menschen bedeckte Land wie ein einziger ungeheurer Mund dieselben Worte sagte: Wir schwören dir, Marcellin, und sind bereit, dir in allen Stücken zu folgen, was du immer auch zu beschließen für gut und recht hältst, denn unser ganzes, unerschütterliches Vertrauen ist bei dir!

Da war eine ungeheure, schwarze Hand aus der Erde gewachsen, eine Hand, so groß wie fünfmalhunderttausend Menschenhände, und hatte die Schwurfinger über die Hügel, wo noch der junge Wein in der Wiege schlief, zum Himmel erhoben, und der Himmel war rot wie ein riesiger Mund, und dieser Mund hatte die Lippen aufgetan, Lippen, die größer waren als zweimal fünfshunderttausend Menschenlippen, und der Schwur wurde gesprochen, der fester war als fünfmalhunderttausend Menschenschwüre. So ward Marcellin erwählt, zum Führer, zum Diktator, zum König der Winzer.

Ein Augenblick der Verklärung, er sah die Dinge entrückt, eine Vision. Ein Rausch kam über ihn, ein Rausch des Machtgefühls, wie er nur aus den Kellern Gottes emporsteigen konnte.

Mitbürger, Freunde, Brüder, Laten! Es mußte etwas geschehen, das Volk verlangte Laten. Aber Marcellin war mit seiner Weisheit vorläufig zu Ende.

„Fragt den Präfekten, vielleicht weiß er, was die Regierung denkt!“ Marcellin war froh, einen Strohmann vorschieben zu können.

Der anwesende Präfekt des Departements, das einzige offizielle Organ der Regierung, wurde trotz seines Sträubens auf die Tribüne gezerrt. Er hatte nichts zu sagen, denn er hatte von seiner vorgesetzten Behörde keinen Auftrag erhalten und wußte nicht, was die Regierung denkt. Immerhin war er sich seiner Aufgabe bewußt, als Regierungsvertreter das Ansehen zu wahren, mit wohlgemeintem Rat aufzuwarten und die Bevölkerung bis auf weiteres zu beruhigen. Wenn sich der Weinbau in Anbetracht der eigenartigen Verhältnisse nicht mehr verlohne, so wäre es nach seiner Meinung das Beste und der einzige Rat, den er vorläufig geben könnte, man schlage den Weinstock um und pflanze Mandelbäume und Kartoffeln!

Die ungeheure Schwurhand, die sich aus der Erde erhob, ballte sich zur Faust, der rote Mund des Himmels wollte erbleichen, die Rippen bebten, als hätten sie von dem Wein des Hornes Gottes getrunken. Wollte sich nicht der Himmel aufstun und das weiße Pferd erscheinen, auf dem er saß, der Treue und Wahrhaftigkeit hieß und für die Gerechtigkeit streiten sollte, angetan mit einem Kleid, das mit Blut besprengt war, auf dem Haupte viele Kronen und mit Augen gleich Feuerflammen; wollte er nicht mit dem Finger jene verruchte Lästertumme berühren, daß sie wie eine Kröte aus dem Munde springe, in einem stinkenden Sumpfe zu verfaulen? Durfte es ungefühnt bleiben, daß sich da eine Stimme erhob, die verlangte, man soll die Hand Gottes zum Verdorren bringen, das Blut der Erde zum Versickern und Verrinnen, das Paradies zum Verblühen? Liegt es in der Hand der Menschen, das Geschenk der Götter zurückzustößen, den Boden zu verraten, der mit dem Schweiß der Generationen gedüngt war, die Quellen des Segens zu verstopfen und einen Mord an diesen Hügeln zu begehen, einen Mord an diesem millionenfachen Leben, das, soweit das Auge reichte, Stock an Stock zum Erwachen drängte?

In der augenblicklichen Stille, die dem Ausbruch des Empörungsturmes voranging, geschah ein Zeichen.

Eine zierliche Gestalt schwang sich auf die Bühne, von wilden, schwarzen Locken umflattert, das seidene Schultertuch mit langen Fransen auf dem Boden nachschleifend, einen Blumenstrauß in der Hand, mit rosafarbenen Mandelblüten darin — Jeanne.

Die Augen wollten das Geschehene nicht fassen, der Sinn das Ungeheuerliche nicht begreifen, daß die Tochter Marcellins jenem schurkischen Anstifter zum Mord an dem heiligen Gut ein Blumenopfer darbringe. Sie will ihm einen Strauß überreichen! Ist die Dirne toll geworden? Himmel, Hügel, Menge, ein einziges, riesengroßes Wahnsinnsauge. Der Atem stand still.

Was geschah?

Der Blumenstrauß in der Hand Jeannes erhob sich in einer symbolisch gesteigerten Geste, wie es die Bewegungen der Priester am Altar sind, weithin sichtbar, eine Handlung, die ins Mythenhafte wächst.

Und mit diesem Strauß versetzte Jeanne dem Präfekten einen Schlag ins Gesicht.

Und dann war ein Bersten der Stille, ein Wogen, ein Lächerlichwerden, ein Lärm wie in einem schlechten Spektakelstück.

Jeanne hatte mit dieser symbolischen Züchtigung dem Präfekten das Leben gerettet. Trotzdem hatten Marcellin und seine Genossen Mühe, den Anprall abzuwehren, indem sie den Regierungsmann mit ihren Leibern deckten. Nichts hätte ihn vor der Lynchjustiz geschützt, wäre nicht Jeanne gewesen, die in einem fast hypnotischen Zustande eine Handlung vollführte, die heilig und überlebensgroß schien.

Das Volk war gerächt, die aufkochende Wut hatte ein Sicherheitsventil gefunden, das furchtbar drohende Verhängnis hatte eine Wendung ins Melodram erhalten, Geisterkeit, Genugtuung, Berklärung bildeten den persönlichen Ausgang. Der Zorn, der wie eine letzte Springflut zur Tribüne gegen den traurig-lächerlichen Präfekten hinausspritzte, war gewendet.

Jeanne wurde als Nationalheldin mit Blumen und Umzügen gefeiert, eine neue Jungfrau von Orleans! Eine zweite Jeanne d'Arc!

Richard blieb wie immer, Auge, Wächter, Beobachter. Er hatte keine Hand erhoben, er hatte keinen Schwur getan, er hatte keinen Fluch gesprochen, er hatte an Jeanne's Triumph nicht teilgenommen, Er führte wie bisher ein ausgelöstes Dasein, er sah und sah nicht, er hörte und hörte nicht, er war da und er war fern. Nur sein glühendes Auge unwetterte unaufhörlich Jeanne's liebliche Gestalt, sah ihr Kommen, ihr Gehen, ihr Tun und Lassen und war allgegenwärtig. „Ja, dieser verfluchte Rouquié, wie er zärtlich tut, der alte Schächer! Was, er umarmt sie, nennt sie seine heldenhafte Kameradin, seine Genossin!“ Die Lippen bissen fest aufeinander, der bebende Körper beherrschte sich.

Richard, Richard, noch ist deine Zeit nicht gekommen!

Gaston's Briefe beantwortete er in Kürze also, im Lande sei nichts Neues vorgefallen, der Wein würde wohl unverkäuflich bleiben, man täte besser, den Weinstock niederzubrennen, wenn die dummen Bauern nur nicht so begriffsstutzig wären. Das Weinschloß des Pagès, eins des meist begüterten Mannes der Gegend, wäre nun unter den Hammer gekommen; es hätte sich kein Käufer gefunden, und so sei es einem Lederhändler für ein Butterbrot zugefallen. Pagès gehe bettelarm von dem reichen Hof seiner Väter. Auch dem Hause des Leon Maigneau drohe der Zusammenbruch. Niemals habe es so viele Pfändungen im Orte gegeben als jetzt, in den sogenannten guten Zeiten; solches war nicht einmal in den unvergeßlichen mageren Jahren, wo die Weinberge fast nichts getragen haben, vorgekommen. Es fehlten Leute im Orte, die Unternehmungsgeist hätten; Männer wie Marcellin, Rouquié und die andern seien alte Weiber, die nur zetern, klagen, aufrühren und konspirieren könnten. Sie trieben Politik, wo sie praktische Arbeit leisten sollten. Wenn es so fortgehe, sei der Tag nicht mehr fern, wo der letzte Mann des Ortes zum Bettelstab werde greifen müssen. Ob unter solchen Umständen eine Heirat mit Jeanne für Gaston noch etwas zu bedeuten habe, müsse er dahingestellt sein lassen. Bruder Gaston sei immer ein kluger Bursche gewesen und werde das Rechte zu finden wissen.

In der Tat, Gaston war ein kluger Bursche. Es gelang ihm sogar, den alles vorwissenden Richard, den unübertrefflichen Meister der Wahrscheinlichkeits-

rechnung, zu verblüffen, und zwar durch die Mitteilung, daß er inzwischen Soldat geworden war.

Es war doch ein fauler Zauber mit der Stellung im Hause Jules Vésèvres und mit dem tollen Leben in Paris; ja, beim Lichte betrachtet, sei die schaumgeborne Venus doch eine schamlose Dirne, nicht mehr wert wie das Giftgetränk des Herrn Vésèvre. Nachdem der Militärdienst für ihn ohnedies unausbleiblich gewesen wäre, hätte er es vorgezogen, sich freiwillig zu melden, um diese Pflicht früh genug hinter sich zu haben und dann sein Leben an Jeannes Seite als Winzer auf solider Grundlage ungestört aufzubauen. Überdies habe er bei der Truppe gute Kameraden gefunden und freue sich, eines Tages Jeanne in der Uniform zu überraschen. Gaston als Soldat, Gaston mit dem Marschallstab im Tornister, Gaston als Vaterlandsverteidiger, Gaston, dem die entzückten Mädchen Blumen streuen und die Mütze mit Kränzlein schmücken werden, wie es einem braven Soldaten geziemt!

Richard drehte den Brief Gastons um und um. Spott und Verachtung zeichneten krause Linien um seinen Mund. Und dieser Mund sprach für sich hin: Gaston wird kommen, wenn Richard seinen Weinberg der Liebe gepfändet und sein eigen genannt haben wird. Es ist ja die Zeit der Pfändungen und der Enteignungen. Gaston wird kommen, das Ehepaar Richard und Jeanne zu beglückwünschen oder vielleicht den jungen Sprößling aus der Taufe zu heben. Unsinn! Gaston wird überhaupt nicht kommen! Richard, Richard, in deinem Weingarten reifen die Trauben. Wage den Schnitt!

Richard ließ sich das schwarze Haar kräuseln, legte einen schwarzen Sammetrock an, schlug den weichen, weißen Hemdkragen über den Rock zurück und besah sich prüfend in dem blaßblau-violetten, halb erblindeten Spiegel. Ein feiner Zigarot! Hübsch? Das kann man eben nicht sagen. Was ist hübsch? Jeder Raffe kann hübsch sein. Aber interessant! Auf alle Fälle, Richard fand, daß er eine durchaus interessante Erscheinung sei.

Her den Blumenstrauß! Nochmals geprobt vor dem Spiegel mit dem Blumenstrauß in der Hand! Und dann ein Herz gewagt! Was, Richard zittert? Richard, der auf alles gefaßt ist, alles vorberechnet hat und genau weiß, wie die Dinge kommen und wie sie enden müssen? Richard ist keine Memme!

Der Augenblick war gut gewählt, denn Jeanne saß allein in der Loggia und nähte, als er erschien. Der Blumenstrauß, der schwarze Sammetrock, das blühende Hemd, das gekräuselte Haar — Schreck, Verwirrung, leiser Spott waren auf ihrem Antlitz zu lesen.

Er erzählte, erklärte, bewies, beteuerte, beschwor, anfangs stockend, abwägend, bedacht, dann wärmer und wärmer, befeuert, stürmisch, zärtlich, leidenschaftlich, drohend, verzückt.

Sein Bruder Gaston — das Herz bräche ihm, es sagen zu müssen — sei ein leichtes Tuch, Jeanne müsse ihn vergessen, seine Gedanken hätten sich von der Heimat entfernt, entfremdet, die Liebchaften in Paris, nun der Soldatenrock, es sei nicht zu rechnen, daß er jemals zurückkehre und ein braver, ehrfamer Weinbauer werde, er verdiene Jeanne nicht, habe sie niemals verdient, wogegen das Recht auf Liebe ihm gehöre, ihm Richard, dem es vorenthalten wurde, und der es sich einfach selbst nehmen müsse. Er, Richard, habe Jeanne geliebt, da sie

noch als Kinder zusammen im Sande spielten, und diese Liebe sei mit den Jahren gewachsen, größer und größer wie ein riesiger Weinstock, der eine Laube über seinem Herzen bilde, wo noch ein Platz leer geblieben sei, den niemand auf dieser Welt einnehmen könne als Jeanne. Wenngleich an seiner Wiege nicht die Grazien gestanden seien, so habe er dennoch Eigenschaften, ein Weib glücklich zu machen. Aus der Verachtung und Geringschätzung seines Daseins sei er in diesen schweren Tagen zu einem Mann von Bedeutung emporgestiegen, kraft seines Denkens, kraft seines Geistes, seiner Gaben, die höher im Werte ständen als äußere Wohlgestalt. Während andere in diesen schweren Zeiten ihr Hab und Gut einbüßten, Haus und Hof verloren, habe er die Schulden seines Anwesens getilgt, habe er Geldquellen erschlossen, man brauche nicht zu fragen, woher, und es dahin gebracht, daß er über die äußeren Zufälle erhaben sei. Er lege Jeanne seine Liebe zu Füßen, es könne ihr nicht unklar geblieben sein, was er für sie fühle, sie könne nicht Nein sagen, sie dürfe nicht, sie habe kein Recht, seine Liebe zurückzuweisen, so wenig wie man ein Recht habe, ungestraft die Naturgabe zurückzuweisen, die draußen auf den Hügeln mit vollen Händen gespendet werde. Sie habe jenem Frevler mit Recht ins Gesicht geschlagen und dürfe sich nicht selbst eines solchen Streiches verdient machen, indem sie dieses Herz verschmähe, das aus denselben Gründen sich verschenken wolle wie jenes Herz der Erde, dessen Blut unser Leben, unsere Hoffnung, unser Glück ist. Er gehorche dieser Stimme seines Blutes, die ihm die Gewißheit dieser Liebe von den frühesten Tagen an gegeben habe. Es sei Fügung, Schicksal, nicht nur für ihn, auch für sie; denn Gott, Natur, Vorsehung habe nicht dieses unwiderstehliche Begehren seines Herzens auf Jeanne gerichtet, ohne zu wollen, daß sie seinen Gefühlen ein Echo gebe. Darum dürfe sie nicht Nein sagen, um seiner und um ihrer Glückseligkeit willen. Er sei zu allem entschlossen, und wenn sich Mauern zwischen ihnen aufrichteten, so würde er die Mauern niederrennen, und wenn sich Berge zwischen ihnen auftürmten, so würde er die Berge abtragen. Er bäte sie auf den Knien, daß sie seine Werbung gnädig annehme.

Jeanne wollte lachen und mußte weinen; sie wollte weinen und mußte lachen; sie wollte zornig werden und fühlte Mitleid; sie fühlte Mitleid und ward vom Zorn übermannt. Er redete sinnloses Zeug, und es schüttelte sie vor Grauen, an das zu denken, was dieser wahnwitzige Mensch von ihr wollte.

„Nie, nie, hörst du, Richard, niemals; schlag' dir diese unseligen Gedanken aus dem Sinn. Wenn es wahr ist, was du von Gaston behauptest, nun gut; aber — Richard? Nein, tausendmal nein!“

„Also Rouquié!“ sagte Richard kalt.

„O schweig! Du — du —“

Richard hatte seine Haltung wiedergewonnen. Er hob den Blumenstrauß auf, neben dem er soeben auf den Knien gelegen hatte, und warf ihn durch den Mauerbogen auf die staubheiße Straße.

„Das bin ich!“ sagte er. „Ich liege im Staub, mit Schmach bedeckt. Aber die Schmach wird abgewaschen werden. Ich habe gewußt, was du antworten würdest. Ich habe alles gewußt. Ich weiß noch mehr. Ich begehre deiner nicht mehr, aber du wirst mein werden. Ich sage dir, du wirst . . .“

„Wenn du warten kannst . . .“

„Du spottest meiner. Aber ich sage dir: wenn du deinen Vater liebst, wenn dir Rouquié wert ist, dann — dann kommst du zu mir. Verräter sind sie, Umstürzler, die mit staatsverbrecherischen Absichten umgehen. Ein Wort, und sie wandern ins Gefängnis. Du wirst schweigen, Jeanne, wenn du sie liebst. Und du kommst zu mir, wenn die Zeit da sein wird.“

Was war das? Jeanne begriff nicht. Ein böser Traum . . .

Richard hatte nicht zu viel gesagt. Die Bewegung im Süden hatte bereits in der Tagespresse, in Regierungskreisen, in der Kammer ein Echo hervorgerufen. Die Namen Marcellin, Rouquié und sämtlicher Mitglieder des Aktionskomitees waren dem Chef der Sicherheitspolizei in Paris bereits bekannt, das Wirken und die Absichten dieser Männer bereits genau auskundschaftet, ihre öffentlichen Reden und die Besprechungen in ihren geheimen Sitzungen bis auf den i-Punkt protokolliert und ihr weiteres Tun unter scharfer, verlässlicher Beobachtung, die jedes unscheinbare Vorkommnis berichtete und erläuterte. Ab und zu schickte die Behörde Geheimagenten, die sich unter unauffälligen Masken umhertrieben. Dies aber allein hätte nicht genügt, den Seelen und Vorgängen auf den Grund zu leuchten. Wozu hatte man denn seine „Vertrauten“? Hatte man nicht einen solchen, der besonders wertvoll war, weil er selbst Mitglied jenes Aktionskomitees der Winzer war? einen Mann, der für Geld seine Freunde, Leidensgenossen, Brüder, Eltern, Kinder verkaufen würde? Freilich, ehrenhaft ist das gewissermaßen nicht; aber die Sicherheitsbehörde, die solche Organe zu schätzen weiß, darf hier nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab der menschlichen Moral messen. Und ein eifrigerer Berichterstatter war nicht zu denken, als jener häßliche Mensch von Perpignan, der die Protokolle des Aktionskomitees führte. Solange nichts Schlimmeres dort unten geschah, durfte die Behörde zuwarten, obwohl auf Grund jener bezahlten Angeberei und der von den Agenten persönlich festgestellten Tatsachen sowie der einlaufenden Anzeigen der politischen Organe bereits alle Handhaben gegeben waren, gegen die Nädel Führer der Winzerbewegung vorzugehen, weil alle Verdachtsgründe des Vergehens gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit sowie der Aufreizung zum Aufruhr vorlagen. Besonders jenes jüngste Geschehnis in Perpignan, wo sich eine fanatische Dirne unter dem Beifallsgejohle einer mehr als hunderttausendköpfigen Menge an dem Präfekten tödlich vergriffen, war geeignet, die verschärfte Wachsamkeit der Sicherheitsbehörde herauszufordern und zum unmittelbaren strafrechtlichen Eingreifen zu veranlassen. Indessen war zu erwägen, ob in Anbetracht der gärenden Stimmung im Volk es politisch klug sei, sofort mit Verhaftungen vorzugehen, wodurch womöglich die Erbitterung der entfesselten Volksmenge noch mehr gereizt und unliebsame Folgen entstehen konnten. Es war zu erwägen, ob fürs nächste ein geduldig Zuwarten, aber um so strengeres Beobachten nicht das Klügere war, wiewohl und obgleich die Winzer ihren wirtschaftspolitischen Kampf bereits mit ungeseglichen Mitteln führten . . .

Wenn Marcellin und seine Freunde glaubten, daß die Regierung untätig verharre, so befanden sie sich in einem großen Irrtum. Die Behörden arbeiteten mit beispiellosem Eifer, die Akten wuchsen auf den Tischen, von Instanz zu Instanz wurden sie geprüft, um weitere Aktenstücke vermehrt und nach sorgfältiger Durcharbeitung, die Monate und Monate beanspruchte, weitergegeben — eine Lawine von Papier, die im Umrollen wuchs und wuchs. Schließlich wurde eine ganze

Bibliothek daraus, an der viele Köpfe arbeiteten. Und als dies erreicht war, machte man sich wieder daran, aus der Bibliothek ein einziges Buch, aus dem Buch einen kurzen Bericht zu verfassen. Ja, ihr Herren Landbebauer und Weingutsbesitzer im Süden, das ist keine so einfache Sache! Ehe aus den Berichten und Akten eine Bibliothek wird und aus der Bibliothek wieder ein übersichtlicher Bericht, dazu gehört ein großer Apparat, und der Apparat verlangt, daß jedes Ding seinen vorgeschriebenen Instanzenweg gehe. Ja, wenn ihr so ungeduldig seid, früher zugrunde zu gehen oder das Zeitliche zu segnen, so ist das eure Sache. Deswegen kann die Ordnung nicht auf den Kopf gestellt werden!

Endlich hatten der Ministerpräsident, der Finanzminister und die anderen Chefs der Regierung den auszugsweisen Bericht in Händen, der von Amts wegen ein zusammenfassendes Bild der Lage ergab. Sie waren daher imstande, auf die von einigen Abgeordneten in der Kammer eingebrachten Interpellationen kurz, sachlich, treffend zu erwidern. Nach den gepflogenen, eingehenden Erhebungen habe sich herausgestellt, daß die Winzer ihre augenblickliche verzweifelte Lage sich selbst zuzuschreiben hätten. Die weinbautreibende Bevölkerung der in Rede stehenden unruhigen Provinzen bestehe durchweg aus kleinen Weingutsbesitzern, Bauern, die in jeder Hinsicht rückständig geblieben und daher den modernen Verhältnissen nicht gewachsen seien. Aus Mangel an sprachlichen und kaufmännischen Kenntnissen sei es ihnen nicht gelungen, die geeigneten Handlungszusammenhänge anzuknüpfen; unbeholfen im Verkehr mit der Außenwelt und auch ein wenig starrsinnig auf ihren eigenen Vorteil bedacht, seien sie konkurrenzunfähig geworden. Auch hinsichtlich ihrer Preisforderungen und ihrer sonstigen Geschäftsgebarung hielten sie an den Gepflogenheiten fest, die vor fünfzig Jahren zeitgemäß waren. . . . Überdies hätten sie jetzt nur die Folgen einer unrealen Produktionsweise zu tragen, wenngleich jene unrealen Gebarung schon um eine Reihe von Jahren zurückliege. Damals, in den schlechten Lesejahren, hätten sie, um die Ausfuhrziffern der guten Jahre zu erreichen, zu unerlaubten Mitteln gegriffen. So hätten sie drei- bis viermalige Kelterungen vorgenommen und die sich dabei ergebenden fast wertlosen Weinsorten durch Zusätze von Zucker und gewissen Chemikalien fälschlich den guten Sorten gleichzustellen versucht, eine Manipulation, die trotz aller Täuschungen dennoch zu erheblichen Preisrückgängen führen mußte. So sei der Preis von vierzig bis fünfzig Franken aus den guten Jahren auf fünf bis acht Franken gesunken, ja, die Winzer durften schließlich froh sein, wenn sie den Durchschnittspreis von fünf Franken erzielten. Diese Preisunterbietungen hatten zur Folge, daß sich der Markt nie mehr erholte. . . . Nun da infolge der von der Regierung getroffenen Maßnahmen, wie der Bekämpfung der Phylloxera, der Einführung amerikanischer Reben, der für die neuen Anpflanzungen vorgesehenen Kredite, sich wieder gute Weinjahre einstellten, hielten die Winzer ihre Zeit für gekommen, die Preise durch Zurückhaltung ihrer Vorräte künstlich in die Höhe zu schrauben. Die in Anbetracht der Verhältnisse noch immer sehr günstigen Bedingungen von fünf Franken pro Hekto wurden brüsk zurückgewiesen in der Erwartung, daß durch einen auf die Konsumenten ausgeübten Druck die Preise zur alten Höhe von vierzig bis fünfzig Franken zurückkehren würden, eine Spekulation, an der die Weinbauern im Süden nun mit verbissener Hartnäckigkeit festhielten. Die Regierung erachte es als ihre selbstverständliche Pflicht, zum Schutz der ein-

heimischen Produktion alles Erforderliche zu tun; solange aber die weinbautreibende Bevölkerung an ihren übertriebenen Forderungen festhalte, stehe die Regierung den Verhältnissen machtlos gegenüber. Wenn nun infolge der fehlgeschlagenen Spekulation der Wein inzwischen ganz unverkäuflich geworden sei, so wären die Winzer an dieser bedauerlichen Folge selbst schuld. Die Regierung habe jederzeit das Mögliche zur Wahrung der Winzerinteressen getan; sie sei auch ferner grundsätzlich durchaus nicht abgeneigt, Mittel und Wege zur Besserung zu suchen, Vermittlungsvorschläge zu machen usw. usw.

Die Minister hatten gesprochen, wie es sich für Männer der hohen Politik geziemt, und das Haus ließ es an beifallsrauschenden Vertrauenskundgebungen nicht fehlen. Die Regierung war glänzend gerechtfertigt. (Fortsetzung folgt.)



## Annette von Droste-Hülshoff

Von Dr. Hermann Schneider-Charlottenburg



n fünfzig Jahren, so äußerte Annette von Droste-Hülshoff einmal, wünsche sie gelesen und gewürdigt zu werden; das Urteil der Zeitgenossen schätze sie gering ein. — Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen: kurz vor Ablauf dieser Frist erschien ihre Biographie von Hüffer, die kennzeichnend für das wieder aufkeimende Interesse an der Dichterin war. Von einem engen Landsmann verfaßt, der zu Annette selbst in Familienbeziehungen gestanden hatte, konnte sich das Werk weit herum in Deutschland der Anteilnahme des Publikums erfreuen. Es brachte in manche Einzelheiten Licht, räumte mit mehreren Legendenbildungen auf und lieferte zum erstenmal ein lückenloses, meist auf authentischen Schriftstücken beruhendes Lebensbild der Dichterin. Jetzt ist das Buch in dritter Auflage erschienen (Verlag von F. Perthes in Gotha), neu bearbeitet von dem verdienstvollen Herausgeber der Briefe Hermann Carbauns, dem neues, sehr umfangreiches handschriftliches Material zur Verfügung stand, namentlich der gesamte Briefwechsel mit Schücking, und der daher zur Vervollständigung der Hüfferschen Lebensskizze noch viel wertvolle Beiträge liefern konnte.

Es ist kein wechselvolles und äußerlich bewegtes Leben, das hier beschrieben wird\*). Die 1797 geborene Dichterin verbrachte den größten Teil ihres Lebens im heimischen Münsterland, auf angestammtem Grund und Boden, aber nicht als unabhängige Herrin, sondern als Haustochter, als Gehorsam schulndes und leistendes Kind ihrer sie um einige Jahre überlebenden Mutter. Sie hatte ein inniges Verhältnis zum Vater und stand manchem männlichen Verwandten nahe, aber ihr Hauptverkehr war doch frauenzimmerlich; die Großmutter, diese oder jene

\*) Eine ausführliche Abhandlung über die westfälische Dichterin ist in den Heften 19 und 20 des Jahrgangs 1880 der Grenzboten erschienen. Die Schriftlgt.